

(Nachdruck verboten.)

## 80] Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt

Und je mehr der neckende Clown merkte, daß er den Sporn der Reiterin reizte, desto größeren Spaß machte es ihm, sie zu quälen. Er beschränkte sich jetzt nicht mehr auf die Vorstellungen, er verfolgte sie mit seinen Redereien auch auf den Proben, überall, ihr keinen Moment Ruhe lassend. Wenn sich die Tompkins in dem Seitengange rechts durch einige rasch vorgenommene Sprünge und Entschlags zu ihrer equestrierten Produktion vorbereitete, so sah sie alsbald auch sicherlich in dem Gange links Nello auftauchen, der, auf einen der weißgestrichenen, mit roten Franzen verzierten Sessel geklettert, die zum Halten der Reisen und Bänder beim Springen dienen, umringt von einer Anzahl lachender Zirkusangehörigen seine drolligen Karrezeien an sie richtete.

Zwei oder dreimal bei diesen Redereien hatte Nello, wenn er einigermaßen in die Nähe der Reiterin gekommen, bemerkt, wie ihre Hand, bereit zum Schlagen, den Knopf ihrer Reitpeitsche mit dem Pferdekopfe von Bergkristall fester faßte, und er wartete, wie ein feder Junge, der durch einen Schlag, der ihm droht, herausgefordert wird, was geschehen werde; allein sofort ergriff die andere Hand der Reiterin die Peitsche in der Mitte, ließ sie langsam bis zu ihrem Ende durch die Finger gleiten, bog, wie spielend, die Spitze zu dem Knopf herab, wie man einen Zweig zum Reifen biegt — noch ein leises, eigenartliches: „Koh!“ ... und die Jörnige nahm ihren anscheinenden Gleichmut und die Starrheit ihres Blickes wieder an.

Denn die Tompkins fuhr in der Tat fort, auch jetzt noch immer, so lange sie sich in der Manege befand, ihre Blicke auf Nello geheftet zu halten, jetzt aber mit einem Ausdruck ihres Auges, der fast etwas Beunruhigendes hatte.

„Daß sie doch in Ruhe,“ sagte eines Abends der Clown Ziffany zu Nello. „Weißt Du, ich — nun, wenn ich an Deiner Stelle wäre, mit Würde bang vor den Blicken dieser Frau!“

Die Brüder hatten sich bei ihren Übungen zu der neuen Produktion zunächst eines in der Nachbarschaft gefertigten Sprungbrettes von weichem Holz, dem Anziingersprungbrett bei den gymnastischen Künstlern, bedient. Jetzt ließ Gianni, ohne Nello etwas davon zu sagen, bei einem Spezialisten unter seiner Aufsicht und Leitung ein Sprungbrett aus Eichenholz von den Antiken anfertigen, dem Holz, das die Amerikaner sehr treffend Langenholz nennen. Es war ein Sprungbrett in der Art desjenigen bei der englischen *Water ou de*), hatte eine Länge von drei Metern und erhob sich, an der Stelle, wo der Springende den Abdruck nahm, vierzig Zentimeter über den Boden. Um dem Brett eine größere Schwungkraft zu geben, hatte Gianni es bis zu dem äußersten Punkt, auf dem es noch, ohne zu brechen, nachgeben und wieder emporschwellen konnte, verdünnen lassen. Ferner hatte er, nachdem es fertig war, da, wo sich das Brett am höchsten über den Boden erhob, unter demselben eine mit einem Stück Leppich umwickelte elastische Stahlfeder angebracht, die dem Absprung des Gymnastikers noch einen gang besonderen Schwung geben mußte.

Als die neue Vorrichtung in dem Übungsraum festgelegt war, forderte Gianni den jüngeren Bruder auf, sie zu probieren. Bei dem ersten Sprung, den er, noch ohne Vertrauen auf das neue Gerät, unternommen, gewann Nello einen halben Fuß über die Höhe hinaus, die er sonst erreichte. Nach fünf oder sonst weiteren Versuchsprüngen, die er unbedeutend und unmittelbar hintereinander ausführte, ohne daß der ältere Bruder ein Wort von dem äußerte, was ihm das Herz erfüllte, schrie er ihm mitten im Sprunge zu, jetzt sei er seiner Sache sicher, mit diesem

Sprungbrett werde er ausführen, was Gianni haben wollte. Einige Tage später war Nello bis zur Höhe von vierzehn Fuß mit dem Sprunge gelangt. Es fehlten ihm noch einige Zoll, um das Ziel erreicht zu haben. Die neue Produktion war dem Bereich des Möglichen bis auf eine geringe Entfernung nahe gerückt.

Gianni begab sich zu dem geschäftsführenden Direktor, sagte ihm, daß er auf dem Punkt stehe, eine ganz neue und außerordentliche Produktion zur Vollendung zu bringen, und bat ihn um einen Urlaub von einem Monat, um sich dem Abschluß der Sache ganz widmen zu können.

Es war bekannt von Gianni, daß er nach etwas Neuem suchte. Seit langer Zeit befand sich der Zirkus in neugieriger Erwartung dessen, womit er hervortreten werde, irgend etwas „ganz Besonderem“, das sich als die Frucht des beständigen Grübelns und Vertiefens des Clowns ergeben müsse, und der Direktor teilte das Vertrauen der Mitglieder auf Gianni. Er erfüllte sehr artig sein Verlangen und sagte ihm, daß er sich die volle Zeit nehmen möge, deren er bedürfe, um sein Vorhaben auszuführen.

Die Produktion erforderte, um zu ihrer ganzen Vollständigkeit gebracht zu werden, mehr Zeit als Gianni geglaubt hatte. Die Brüder arbeiteten sechs Wochen hindurch eingeschlossen in ihren Übungsraum mit äußerster Anstrengung; sich auf den Fußboden niederstreckend, wenn sie vor Ermüdung nicht weiter konnten, um dort eine halbe Stunde zu schlafen, und dann rastlos ihre Übung von neuem beginnend.

Das gelegentliche zufällige Gelingen der Sache, wie man es anfänglich hier und da erzielte, mußte durch tägliches, unablässiges Bemühen und Ueben zu einem sicheren, nie versagenden, ständigen entwickelt werden, — eine Sicherheit und Ständigkeit des Gelingens, die eine absolute Notwendigkeit für das Produzieren eines Tricks und daher häufig der Grund ist, weshalb man ihn fallen läßt. Ferner wurde der Sprung, sobald Nello die gewünschte Höhe mit ihm erreichte, nicht mehr wie früher, in einem freien, nicht abgegrenzten Raum hinein ausgeführt, sondern war von Gianni in ein bestimmtes, genau vorgezeichnetes Stück Raum hinein beschränkt worden, das durch zwei übereinander kreisförmig ausgespannte Bindfäden markiert wurde, welche die untere und die obere Oeffnung eines anrecht stehend dort oben anzubringenden Zasses ohne Boden repräsentieren sollten, und die bei dem Sprunge zu passieren eine erschwerende neue Aufgabe war. Des weiteren sprang Nello jetzt nicht mehr auf die Platte, sondern auf die Schultern seines Bundesgenossen hinauf, der dabei aufrecht auf einer halbhohen eisernen Säule stand; und die außerordentliche Schwierigkeit, für den einen Bruder: unter dem Stoß von dem Gewicht des Hinaufspringenden seine Haltung zu beobachten; für den anderen Bruder: auf dem weichen Fleisch und der beweglichen Muskeln des ersten im Sprunge Halt und Gleichgewicht zu gewinnen, erforderte vieles Bemühen und vieles Versuchen, machte es nötig, immer wieder von vorn damit anzufangen. Und als Nello glaubte, daß nun alles fertig sei, da hatte Gianni, um sein Werk zu krönen, noch eine Equilibreproduktion in petto, die ausgeführt werden sollte, und noch eine Reihe von Sauts périlleux beider zu gleicher Zeit, der eine oberhalb des anderen, — Sauts périlleux, welche, auf solcher unmöglichen Fußpunkten ausgeführt, eine Vereinfachung des vorzüglichsten Ensembles und der konzentrierten Nebereinstimmung aller Bewegungen mit einer Genauigkeit und Exactheit des Sprunges wie die des berühmten *Salto mortale* des alten *Amiel* in seine *Pantoffeln*) erforderte.

Es galt auch noch, eine kleine dramatische Szene zu erfinden, mit welcher die Brüder, ihrer Gewohnheit gemäß, auch diese neue Produktion zu unflüchtigen Gedanken, Nello, gewöhnlich der Vort der gymnastischen Szenen beider, hatte auch bald eine dramatische Gestaltung entworfen, ein buntes

\*) In Deutschland gewöhnlich die „Große Kollige“ oder die „Trampolinprünge“ genannt: das weite und hohe Saitenmortale springen über eine Anzahl von Pferden, Menschen usw. Annäherung des Ueberlebens.

\*) Bekannt: Produktion des französischen Clowns *Amiel* (*Water*), der, in eleganten kleinen *Pantoffeln* stehend, aus dieser Höhe in die Luft sprang, so daß die *Pantoffeln* am Boden stehen blieben, sich in der Luft mit einem *Salto mortale* überschlug und dem Boden so wieder erreichte, daß die Füße wieder in die *Pantoffeln* fielen. Ann. d. Ueberf.

Begebenheit aus heiterer Phantastik und musikalischen Episoden, in denen die Geigen der Brüder das Brausen des Sturmwindes und das sanfte Säuseln der schönen Natur wiederklingen sollten. Allein im letzten Moment sagten sich die Brüder, daß unter dem Vorzeichen einer solchen dramatischen Inszenierung der Hauptpunkt ihrer Produktion, das gymnastisch Große mehr in den Hintergrund treten würde. In gemeinsamem Beschluß entschieden sie sich daher, für diesmal nur Gymnastiker, und lediglich solche, zu sein — auf Ausschmückung der Produktion durch ihren kleinen poetischen Hierrat erst zurückzukommen, wenn dieselbe beginne, den Reiz der Neuheit zu verlieren.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Fledermaus.

Von W. Bölsche.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Hochzeitstermin unserer Freunde ist wirklich doch schon im Herbst. Die Mutterschaft aber beginnt wirklich erst zu guter Zeit im März oder April, nicht bloß in Gestalt des äußeren Gebärens und Säugens, sondern innerlich, von der ersten Reifung der Eizelle an. Um das aber miteinander zu reimen, ist das Unmöglichste hier einmal möglich. Bei der herbilichen Hochzeit treten zwar die männlichen Samenzellen in das innere Nest, den inneren Beutel des Weibes, wo das Kindlein erblühen soll, die Gebärmutter, nach dem großen Geheiß des höheren Lebens auch hier ein. Aber um diese Zeit, während schon Herbstluft weht und der Winterschlaf vor der Tür ist, begegnet ihnen dort gerade das nicht, was nach diesem gleichen Geheiß des Lebens unumgänglich nötig ist zur Entstehung des neuen Wesens — zu dem Befruchtungsstaub fehlt in diesem Falle der Fruchtnoten der Blüte, mit dem er sich noch einmal tiefinnerlich vermählen soll: es fehlt das vom Eierstock gelöste Ei. Nun würde nach gewöhnlichem Brauch ja das Schicksal der Samenzellen, des Befruchtungsstaubes, damit besiegelt sein: sie würden hingehen wie ein vergeudeter Hauch und Tropfen einsamen Lebens, das so nicht erlöst werden kann und wieder absterbt, ohne eine Knospe zu treiben. Vielleicht ein paar Tage und die Bewegung, die Lebensenergie der verlorenen Zellen käme zur Ruhe, zum Ende, wobei die äußerlich andringende Winterkälte rasch nachhelfen müßte. Aber nicht so hier. Kaum befinden sich die Samenzellen im Innern, so wird bei einem Teil der Fledermäuse vor allem hinter ihnen die Pforte geschlossen. Auch wo das Ei alsbald zur Stelle ist, hat die Natur ja mancherlei sinnvolle Wege, wie sie ein störendes Wiedererzittern des losbaren Lebensstoffes hemmen kann. Bei manchen Tieren muß das männliche Organ, das die Einführung vollzogen hat, selber noch eine kurze Weile hinterher den Verschluss herstellen, indem seine Ründung so anschwillt, daß sie nicht sogleich wieder willkürlich entfernt werden kann. Es ist das der bedeutsame und höchst ernste Naturzweck, der einem Vorgang zugrunde liegt, der alltäglich dem unklugen Sinn roh belacht zu werden pflegt: nämlich dem sogenannten Verhängen oder ungewollten sich Nichttrennenkönnen von Hund. Bei jenen Fledermäusen aber bildet sich auch nach Trennung des Weibchens von dem Männchen in der Gebärmutterpforte selber ein fester Pfropfen aus gerinnender organischer Substanz, der den Keimer absolut schließt. Dann aber zeigt sich erst das Wunderbarste.

Es tritt etwas ein, zu dessen Verständnis wir abermals an einen Vorgang im Reich der Insekten anknüpfen müssen. Jedem Inker ist die überraschende Tatsache bekannt, daß bei dem Volke der Bienen nur ein einziger Teilhaber wirklich die Mysterien der Liebe ganz genießt, nämlich die sogenannte Bienenkönigin. Sie allein im ganzen Bienenvolk wird von den männlichen Bienen, den Drohnen, befruchtet; diese Befruchtung genügt aber dann, um eine ungeheure Schar neuer Wesen hervorgehen zu lassen. Da aber diese Befruchtung nur ein einziges Mal in ihrem Leben stattfindet, die Erzeugung von Eiern, die eventuell daran teilhaben sollen, sich aber bei der Bienenkönigin über drei und mehr Jahre verteilt, und da ferner auch die Möglichkeit bleiben soll, neben befruchteten unbefruchtete Eier zu legen (die hier doch noch einen Geheimzweck haben, nämlich wieder Drohnen ergeben), so hat sich eine äußerst sinnreiche Methode ausgebildet, den lebendigen Befruchtungsstoff, die Samenzellen, im Leibe der Königin eine Art selbständigen Lebens noch fortzuführen zu lassen, ein Leben, das zeitlich mehrere Generationen der Eierbildung überlebt und räumlich sich gelegentlich ganz für sich halten kann, so daß nicht alle Eier notwendig befruchtet zu werden brauchen. Dieses separate Fortleben des männlichen Zeugungsstoffes im weiblichen Körper auf „Reserve“ ist es nun, was wir in der Fledermaus erstaunlicherweise ganz so auch bei einem Säugetier wiederfinden. Die Samenzellen des Männchens (der Fledermausdrohne) leben auch hier in der verschlossenen Gebärmutter des Weibchens (der Fledermauskönigin) den ganzen Winter über wie in einem besonderen Käfig selbständig weiter. Sie machen den ganzen Winterschlaf dieses Weibchens mit, gleich diesem selbst ohne ihre innere Lebenskraft dabei einzubüßen. Erst im Frühjahr, etwa von Ende März an, wenn in der Fledermaus alle Lebensgeister auch sonst wieder mit frischem

Fluge und süßig neu besetzter Tafel brennend erwachen, schreitet der weibliche Körper selbst zu seiner eigenen Tat: er entläßt ein reißes weibliches Ei vom Eierstock, das sich auf den Weg zur Gebärmutter begibt und dabei jetzt von den unentwegt fortbauenden Samenzellen umringt und nun endlich wirklich befruchtet wird. Zur besten Zeit des Jahres kann sich jetzt die Knospe entwickeln, die zur wirklichen Mutterschaft führt. Etwa im Juni, auf der Höhe des guten Jahres, kommt das junge Fledermäuschen zur Welt, dreiviertel Jahr nach der Trennung von Vater und Mutter bei doch noch nicht vierteljähriger Schwangerschaft der Mutter.

Erst dieser märchenhafte Sachverhalt erklärt dann wieder einen Vorgang, der schon früher den Beobachtern des Fledermauslebens aufgefallen war, ohne einen Sinn zu finden. Gerade in der Zeit ihrer Schwangerschaft und Niederkunft leben die Fledermausweibchen absolut getrennt von allen Männchen. In dieser ganzen Frühlings- und Frühommerzeit halten die Weibchen allgemein streng zusammen, sie bewohnen in Scharen gefest gemeinsame Schlupfwinkel, zu denen mit der Rigorosität von Nonnenklöstern nur Weiber zugelassen werden, während die Männchen einzeln unweit für sich ihrer Wege gehen. Es ist eben die von der letzten Hochzeitszeit entfernteste Zeit des ganzen Jahres, in der wie bei vielen Tieren eine völlige Entfremdung der Geschlechter statthat. Erst im Herbst beginnt dann wieder das Liebesleben, das die Getrennten neu vereinigt.

Der Geburtsakt selber ist dabei kein leichtes Ding. Er erfolgt bei hängender Stellung der Mutter, doch nicht in der gewohnten mit den Beinen nach oben, sondern so, daß die Alte sich beim Akt mit den Daumenhaken ankrallt. Das Junge fällt also nach unten, wo mancherlei Schuttbordungen ihm entgegenkommen. Bei den meisten Arten, denen die Flughaut unter den Beinen fort bis zum Schwanz geht, wird dieser Schwanzschirm wie ein Schmetterlingsnetz vorgefächelt und untergehalten. Das Junge ist nach dem Geburtsmoment zwar noch blind, besitzt aber schon selbst seine scharfen scharfen Klammerkrallen, die es augenblicklich in den weichen Bauchpelz der Mutter einschlägt, um an die hochgelegenen Milchzitzen emporzukletteren. An diesen Zitzen haftet es fortan bei allen Kreuz- und Querflügen der Alten so fest, als sei noch einmal das Arctadium der angefaugten Weibellarde des Ringurub in ihm zurückgekehrt. In Wahrheit dient ihm dabei aber gerade das schon, was dem Weibchen so völlig fehlt: nämlich ein bei der Geburt schon vorhandenes Milchgebiß, dessen Zähnen für den Klammerzweck in kleine krumme Häkchen umgeformt sind, die der Mutter an ihrer langen abgeplatteten Zitze nicht weiter weh tun, aber sehr solid haften.

Risikant ist das Ganze da, wo das Schwanznetz sich aus dem einen oder anderen Grunde nicht so gut einstellen läßt. Aber der Ausweg ist auch hier gefunden. Unmittelbar beim Erscheinen stößt der junge Erdenbürger bereits an den Weichen der Mutter selbst auf einen äußerlich zitzenartigen Vorsprung, den er augenblicklich mit jenen feinen Zähnen packt und der eine erste provisorische Stütze abgibt, von der aus er sich dann an dem Mutterfell auswärts bis zu den wirklichen Zitzen arbeiten kann. In einem einzelnen Falle ist aber bereits beobachtet worden, daß ein solcher „Denkel“ zum Auffassen am Unterleibe der Mutter auch bereits selber Milch gab, also schon die echte Zitze selber bildete, so daß hier das Kindlein alsogleich auf die am Geschlechtssteil sprossende Mutterbrust geboren wurde und ein für allemal bloß anzubeißen brauchte.

Eine letzte Schwierigkeit hatten dann noch jene erwähnten Raatfledermäuse zu überwinden. Bei ihnen können sich die kindlichen Krällchen unmöglich gleichzeitig in den Pelz einhaken, da die Mutter gar keinen hat, und so wäre der Anschluß mit der Zitze allein doch beim Fluge höchst bedenklich. In diesem einzigen Falle ist die Fledermaus tatsächlich zu einer Art Beutel zurückgekehrt. Sie schleppt ihr Junges in einer schlotternden Hautfalte, die sich auch um die Zitze hüllt. Im Detail ist es freilich ganz und gar kein echter Beutel jener urtümlicheren Art, er ist unerkennbar nur eine nachträgliche Noterfindung wieder in die alte Richtung hinein. Wahrscheinlich knüpfte er bei einem jener merkwürdigen Parfümbeutel oder Rudjade an, von denen wir ja bei den Blatlerern Ueberflus sahen, und die recht wohl sich gelegentlich auch einmal leer als Kinderhude vertrocknen ließen. Aber lehrreich ist es doch, wie im äußersten Notfall eben alles einmal irgendwie wiederkommt in der Entwicklung. Macht doch die Eskimostrau, die ihr Kleines in einem lapugenartigen Tragbeutel aus Fell auf dem Rücken schleppt, auch eigentlich von ihrer Stufe aus (die allerdings schon künstliche Kleidung an Stelle der eigenen Haut setzt) nur die uralte Geschichte noch wieder neu vor!

Es ist kein Zufall, daß man so oft darauf geführt wird, die Fledermäuse gerade mit den Tieren zu vergleichen, denen sie so eifrig nachstellen, den Insekten. Die ganze Fledermausgeschöpfung hat etwas unter den Säugern, das im Gesamtbereich der Tiere an die Insektengeschöpfung erinnert. Es ist klein, das Insekt, aber ungeheuer zäh. Uralt seiner Entstehung nach und wahrscheinlich auch seit uralten Tagen im wesentlichen seiner Fortschrittsbegrenzung vollendet, hat es doch in seiner Weise eine Eroberung bis heute behauptet. Ursprünglich sicherlich ein Tropenkind und noch heute von den Tropen zu seiner höchsten Kraft begeistert, hat es doch, wie jede überwinterte Schmetterlingspuppe beweist, auch der Kälte ernstesten Widerstand zu leisten gewußt, und man muß in die Rückenstücken der sibirischen Tundra geraten sein, um zu wissen, was selbst dem kargen hochnordischen Sommer abtröht.

Von alledem lehren nun Jüge in der Fledermaus selbst wieder. Wie sie in ihrer Eigenart stehen geblieben ist durch Jahrmillionen ohne nennbaren Fortschritt, jähnen ihr doch alle Wandlungen unseres Planeten in dieser Zeit auch nichts geschadet zu haben. Klein aber zäh hat sie sich durchgesetzt, immer in einer bestimmten Rolle, von den Tagen der Kreideseaurier an bis auf die Ära des Kulturmenschen. Leichtere als irgend einem anderen Säugetier ist ihr die räumliche Eroberung fast der ganzen Erde gelungen. Wassergengen, die für die meisten Landsäuger sehr streng gelten, hat sie spielend überquert. Einzelne ihrer Arten sind regelrechte Kosmopoliten; so gehen Gufeisenmassen in der gleichen Art von Japan bis Südafrika, von den Sundainseln bis Island. Selbst in das verschlossene Asylland Australien ist sie ruhig eingedrungen, wobei solche kosmopolitischen Arten auch dort gerade beweisen, daß sie mit der eigentlich landeseigentümlichen Tierwelt, deren Ursprung vor ihrer Zeit lag, direkt absolut nichts zu tun hat. Auf Neuseeland ist sie fast der einzige Vertreter der Säugetiere überhaupt.

Irrendwo kann man von der Fledermaus, so wenig wie von dem Insekt, das sie jagt, sagen, daß sie, die doch auf eine so ungeheure höchst konservative Vergangenheit zurückschaut, nur noch ein überlebendes, anachronistisches, von der Gegenwart nur geduldetes Tier sei. Sie ist, wo sie ist — und sie ist ja fast überall wie die wirkliche Maus — immer aktiv, voll Lebensenergie, Herrin der Situation, soweit sie es eben braucht. Sie ist das einzige Säugetier, das mit dem kleinen zähen Insekt groß geworden ist bis heute, das einzige, das, man möchte sagen, vom Insekt gelernt hat. Sie ist auch dem Kulturmenschen in seine Stadt gefolgt. Sie teilt seine sentimentale Viehhaberei für Ruinen, wenn auch aus einem praktischeren Grunde. Aber sie verträgt sich wie der Spatz auch mit dem eisernen Koloss seiner dampferwärmten Bahnhofshalle. Sie hat das Glück noch, ihm gerade durch ihre Insektenjagd direkt nützlich zu werden, in einer Epoche, da die Medizin den Kampf gegen die Malaria, an dem die Bewohnbarkeit ganzer Länder für den Menschen hängt, als einen Vernichtungskampf gegen die Mücken zu begreifen beginnt.

So steht die Fledermaus vor uns als ein Triumph des geschickten, auf ein bestimmtes Feld klug eingeschränkten Konservatismus in der älteren Säugetierwelt, — der kleine Gomuntulus eines frühen Entwicklungsversuchs, der wirklich einen Schatten schon von dem ungeheuren kosmopolitischen Erdenglück des Menschen besaß, — bald doch auch nur wirklich noch geduldet, wenn nämlich dieser Mensch die vollkommene Erdherrschaft mit Wohl und Wehe aller andern Mitbewohner seines Planeten antritt. Einen Moment ist sie schon bedroht gewesen, als sie im Wilde des „Rampir“ in seine erhitzen Fieberträume geriet. Das geht wieder vorbei. Wenn ich aber den kleinen Platterer in seinen durchaus nicht schlechten Stößen so abends um meinen Hausgiebel jagen sehe, meine ich wohl, es gebe für ihn noch ein Dauerasyl in der tiefen Gedankenwelt dieses Geistesdichters Mensch, wirksamer als das bishigen Nützlichkeits, das er uns als Mückenvertilger erweist: — das ist die lebendige Schutzhilfe in das Interesse an einem so wunderbaren Versuch der Natur, diesem Experiment des fliegenden Säugetiers, das auf seinen ausgebreiteten Händen schwebt, — das Interesse, das dieses seltsame Wesen „zwischen Vogel und Maus“ nicht bloß aus Büchern und Museumsreliquien auch in der Folge kennen, sondern seinem Bidsatzfluge unmittelbar mit dem Auge folgen möchte, — als wieder einmal einer bedeutsamen und ergreifenden Schrift der lebendigen Natur, der wir zuletzt ebenso entsprossen sind, wie dieser in Kreuzesform dahinsteuernde kleine Gomuntulus.

## Glück.

Von L. Njasnikow.

„Ein dummes Volk“ . . . sagte der Aufseher. „Wollten durchaus Land haben. Wachten Eingaben über Eingaben, ließen sich's was kosten — na und was ist dabei herausgekommen? Nichts ist dabei herausgekommen . . . in all den langen Jahren. Hier gibt's eben kein Land. Gehört alles der Herrschaft. . . Der Verwalter zieht den Bauern das Fell über die Ohren. . . Zwanzig Rubel Nacht für die Dessjatin müssen sie geben und dann sollen sie noch Mist für ihn fahren; aber woher nehmen, wenn fast das ganze Vieh eingegangen ist? Mit einem Wort: trostlos! . . . Da sehen Sie bloß mal die Löcher an, in denen das haust!“ wies er mit der Peitsche auf eine Hütte, an der wir gerade vorüberfahren. „Eines schönen Tages fällt einem die ganze Hude auf den Kopf — und fertig!“

In der Tat war das Wohnen in dieser Hütte nicht sehr verlockend: alt, halbverfault, stark nach einer Selve geneigt, lehnte sie sich auf mehrere Stützbalken wie eine Alte auf Krücken und drohte jeden Augenblick zusammenzusinken. Etwas beinahe gesucht Klägliches lag in dem Aussehen dieser gemorärten, verfallenen Hütte mit ihrem, an schledigtgelämmte Haare erinnernden, unsauberen Strohdach und den schiefen, halbblinden Fenstern, welche an vielen Stellen statt der Scheiben mit Papier verklebt waren.

Die Nachbarhütten sahen größtenteils ebenso aus, vielleicht mit dem einzigen Unterschied, daß sie etwas gerader standen, etwas weniger gestükt waren als diese eine; aber im allgemeinen boten auch sie ein trauriges, klägliches Bild.

Blötzlich sah ich ganz am Ende des Dorfes ein großes, hübsches

Haus, das mit seinen starken Balken und seinem aus gehobeltem Brettern hergestellten Dache dem Auge eine angenehme Abwechslung bot. Die Treppe mit den kleinen Säulen und das kunstvolle Schnitzwerk am Dachstuhl waren fast prächtig anzuschauen und zeugten von dem Wunsch des Besitzers, sein Haus zu verschönern, koste es, was es wolle. Auch das große, aus gehobelten Brettern gezimmerte Hoftor mit den aufgenagelten, viereckigen Blechstücke, der starke, hohe Zaun und die übrigen Hofgebäude, die glatt und dicht mit feinstem Stroh gedeckt waren — alles war so sauber und gediegen.

„Dem gehört dieses Haus?“ fragte ich den Aufseher.

„Semen Sutschlow . . . einem hiesigen Bauern . . . „Der Abgehauene“ heißt er für gewöhnlich. . . Dem ist's mal gegückt! Was der sich für ein Haus gebaut hat! . . . Er selbst ist nur selten hier, meistens lebt er in der Stadt, aber die Weiber, die Mutter und die Frau mit den Kinderchen, die wohnen hier.“

„Womit beschäftigt er sich denn?“

„Womit soll er sich beschäftigen, wenn er nicht Hände und nicht Füße hat!“ . . . lachte der Aufseher.

„Und wie kam das?“ fragte ich weiter.

„So . . . so vor Stiller fünf Jahren herrschte hier im Kreis großer Mißwachs. Damals war dieser Semen ein armer, kleiner Bauer, der vor Hunger umkam. . . Sein Pferdchen kreierte, weil's kein Futter gab . . . Die Hütte war verfallen, halb abgedeckt. . . Das Stroh brauchte man zum Heizen, verstehen Sie. . . und der Wind pfiß durch die leere Stube. Aber der Winter wollte immer noch kein Ende nehmen, der Frost war streng, sehr streng. . . und nichts im Hause . . . Es war nicht mehr zu ertragen. Da ging er denn in die Stadt, Arbeit suchend. Aber in der Stadt trieben sich noch viele andere unserer Brüder umher, hungernd und frierend wie Semen Sutschlow. Ging, ging — keine Arbeit, und wenn er sich gleich auf den Kopf stellte. . . Alles voll! . . . Dann versucht er zu betteln — aber niemand gibt ihm was, schimpfen noch auf ihn: „Du bist gesund, laßtst arbeiten, brauchst nicht hier herumzulungern . . . zu betteln. . .“ Drohen, nach der Polizei zu schicken. . . Was soll er tun? In die Herberge darf er ohne Geld nicht hinein. . . Ja, ja, so ist das Volk! Geh' auf die Straße und krepier' meinetwegen! Lange wanderte er so herum, schließlich beschloß er, hungrig wie er war, ins Dorf zurückzulehren. Und da passierte ihm das. Er war noch keine Werst vor der Stadt, da erhob sich ein Schneesturm — keine Hand vor Augen zu sehen — und dabei ging's schon gegen Abend. . . Er verirrete sich, wußte nicht ein noch aus und hochte sich zuletzt in einer kleinen Schlucht hin. . . Am Morgen fand man ihn halbtot. . . brachte ihn ins Krankenhaus und schnitt ihm da beide Beine ab bis zum Knie und alle Finger. . . Sie waren nämlich erfroren. . . Na und von der Zeit an heißt er nur „der Abgehauene“. . .“

„Aber wovon lebt er denn jetzt?“

„Na . . . er sitzt in seinem Schaukasten auf dem Markt in der Stadt und bekommt Almosen. . . Jeden Tag, sagt man, nimmt er so seine zwei Rubel ein oder gar noch mehr. . . Hat sich ein seines Haus davon gebaut. . . Die Frau geht wie 'ne Dame, und er selbst ist so satt und fett. . . Weiß gar nicht, wie er Gott danken soll. . . Ja, Glück muß der Mensch haben!“

## Kleines feuilleton.

### Theater.

Schiller-Theater O.: „Der Revisor“, von Niko-laus Gogol. Schonungslos ist eine herrschende Schicht wohl niemals auf der Bühne gebrandmarkt und gestäubt worden als die korrupte, russische Beamtenchaft in Gogols klassischem Lustspiel. Molières „Tartüffe“, Beaumarchais' „Figaro“ und was sonst etwa von berühmt gewordenen westeuropäischen Komödiern den Stempel sozialer Polemik trägt, nimmt sich neben den Neukens-schlägen, mit denen der Russe auf den Feind losgeht, zurückhaltend, fast zaghaft aus. Der Dichter, der später ein Mystiker und Reaktionär wurde, verschmäht hier jeden Kompromiß. Wäre es ihm darum zu tun gewesen, für seinen lähnen Angriff eine Deckung zu suchen, er hätte es leicht gehabt, etwa nach dem bequemen Rezepte im „Tartüffe“, den Hohn zu guter Lecht in ein ehrerbietiges Lob auf den Herrscher ausklingen zu lassen. Die Schlüsselpunkte legte eine lokale Verbeugung nach oben, eine Bivatrede auf die Weisheit und Strenge der Regierung, die die Niedertracht da unten glorreich vernichten würde, sehr nahe. Um so höher ist Gogols gänzlicher Verzicht auf solche Diplomatenfinten einzuschätzen. Stürmisch verlangte die Bureaokratie nach dem Erscheinen des Stückes in den dreißiger Jahren ein Zensurverbot, doch der ultrareaktionäre Zar willfährte diesmal ihren Wünschen nicht. Er war weit-sichtig genug, den Herrschaften, deren Ausbeutungspraktiken am Ende gar der angestammten Liebe des Volkes zu Thron und Altar gefährlich werden könnten, die Gehelung zu gönnen. Ob das Werk bei seinem ausgeprägten russischen Charakter, wozu auch der Still breiter Ausmalung gehört, selbst bei glänzender Darstellung auf deutschen Bühnen eine starke Theaterwirkung erzielen könnte, ist freilich zweifelhaft. Die Entladung verläuft für den Ausländer, der die Typen selbst nicht aus dem Leben kennt, in ein allzu weit ausgesponnenes Detail. So blieb der Eindruck, zumal die Schauspieler des Schiller-Theaters, außer Herrn Costlin, der den Petersburger Winda-

Hund sehr flott herausbrachte, mit ihren Rollen wenig anzufangen wußten, hinter den Erwartungen zurück, der Beifall klang weniger laut als sonst

**Musik**

Ende des Jahres 1792 stunden die Wirkungen der französischen Revolution so, daß die „Girondisten“, d. h. die Gemäßigten oder Konstitutionellen, von den Radikaleren hart bedrängt wurden; das nächste Jahr brachte ihnen den Untergang durch die „Schreckensherrschaft“. Da dichtete nun unser bekannter Librettist Jules Claretie ein Opernlibretto „Therese“. Die Titelfigur ist die Gattin eines Girondisten André; ihr Jugendgeliebter Armand war als Royalist gestochen und hatte sein Schloß dem Jugendfreund André, der es ihm aber bewahren will, verkauft. Die unerwartete Rückkunft des gemeinsamen Freundes ergibt die Verwickelung — die Verhaftung des Girondisten und das Festhalten Thereses an der Pflicht gegen den Gatten die Lösung.

Komponiert hat das Jules Massenet (geb. 1842). Mit diesem berühmten französischen Komponisten haben unsere Operntheater und wir selbst ein fortwährendes Kreuz. Die Versuche, aus seinem reichlichen Vorrat ein durchschlagendes Repertoirestück zu gewinnen, misslingen ebenso, wie unsere kritischen Versuche, die aufgeführten Stücke durch Hochachtung vor dem vielen Schönen, das sie enthalten, zu retten. Diesmal wird der Versuch noch aussichtsloser. Allerdings bewährt sich der Komponist hier ganz besonders als ein Meister der Stimmungscharakteristik. In „Therese“ handelt es sich hauptsächlich um die Stimmung des Revolutions-Militarismus. Sie wird in beachtenswerter, doch etwas derber Weise und leider ohne Erweigerung (eher mit dem Gegenteile) durchgeführt. Das naheliegende Motiv, den Geist des neuen Regimes gegen den des alten Regimes musikalisch zu kontrastieren, wird vom Komponisten lediglich durch eine, allerdings innig schöne, Weise in manichäischem Liedcharakter bewirkt; sie erkönt in dem Duette des Armand mit seiner früheren Geliebten („Weißt Du noch . . .“). Der Text besteht hauptsächlich aus dem, was man gehebene Prosa nennen könnte, und hält dadurch die Musik auf dem Niveau von fast fortwährenden Rezitativen.

Die erste Aufführung für Berlin fand am Mittwoch im Igl. Opernhaus statt. Der Erfolg war ziemlich mäßig, auch abgesehen von Probestversuchen. Doch ließ das Publikum die Sänger fühlen, daß es ihnen dankbar war. Im allgemeinen mit Recht. Die Titelpartie lehrte uns eine neue dramatische Sängerin kennen, Franziska Ober. Sie verfügt über eine spanische, sehr sonore Stimme, die im allgemeinen gut gebildet ist, aber sehr vorsichtig behandelt werden muß. Nur kann all dieses Gute zugrunde gehen, wenn die Stimmen der Partner weitaus wuchtiger sind, und wenn das Orchester wie gewöhnlich rücksichtslos darüber wegspielt. Nebenbei war auch die Vertretung der übrigen Partien nicht die allergerühmteste; zumal die Tenorpartie des Armand verlangt nicht bloß ein sorgfältiges Spiel.

Die hauptsächlichste Gabe dieses Opernabends war jedoch, wenigstens für uns, eine Neueinstudierung des „Darthier von Bagdad“. Der im Jahre 1874 noch viel zu früh verstarbener Komponist Peter Cornelius hat mit dem kleinen, heiteren Oper eines der allergrößten Werke geschaffen. Immer noch kann man von einer Leidensgeschichte dieser Schöpfung sprechen, die mit der Erstaufführung 1858 zu Weimar anfang und trotz der Versuche, das Werk populär zu machen, immer noch nicht beendet ist. Die Neueinstudierung unter Kapellmeister Richard Strauß kehrt gegen früher namentlich das Heitere heraus, insbesondere durch verkleinerte Zeitmaße. Doch können uns diese nicht durchaus angebracht; beispielsweise ist das Duett zwischen Bureddin und Bestana im ersten Akte doch mehr eine genaue Verständigung als eine lustige Unterhaltung, und verdrängt deshalb eher eine ins Streitere gehende Auffassung. Im übrigen möchten wir ganz besonders die Leistungen des Chores hervorheben. Unter den Sängern bedarf das Meistertum Knipfers in der Titelpartie nicht erst unserer Bewunderung. Bei den weiblichen Rollen lernten wir zwei neue Mitglieder des Opernhauses mit Verehrung kennen: Franzlein Gempel und Frau v. Schoke-Müller. Die zwei Tenorpartien wurden mit viel Eifer durchgeführt. Ob aber die Stimmen den Ansprüchen, die man an eine Hofopernbühne zu stellen hat, genügen, mag fraglich sein.

Zur Vermeidung solcher Ansprüche fordern die Verhältnisse sehr sehr heraus. Namentlich ist es die allgemeine Klage, daß die ohnehin so teuren Sätze nur mit unglücklichsten Mäßen und allerhand Verger zu haben sind. Gehen wir auf die Sachlage näher ein, so wieder wir zu dem Ergebnisse kommen, daß sich ohne ein zweites gleichwertiges Opernhaus eben nicht mehr auskommen läßt.

**Hygienisches.**

Ueber die Schädlichkeit unserer künstlichen Lichtquellen für die Augen handelt in Nr. 43 des „Journal für Gasbeleuchtung und Wasserversorgung“ ein Aufsatz des Augenarztes Dr. Schanz und des Ingenieurs Karl Stodhaufen. Danach sind die von den künstlichen Lichtquellen, besonders Gasstrahllicht und elektrischen Lichtbogen, ausgesandten ultravioletten, für uns unsichtbaren Strahlen für das Auge keineswegs ungefährlich. Bestigte Erkrankungen der Augen sind vielmehr ausschließlich auf diese für unser Sehen gänzlich überflüssigen Strahlen zurück-

zuführen. Die ultravioletten Strahlen werden von den üblichen Lampenröhren und Brillen zum größten Teil durchgelassen und können so ihre schädliche Wirkung auf die Augen ausüben. Das zerstreute Sonnenlicht ist nicht sehr reich an solchen Strahlen, weil sie von der Atmosphäre fast absorbiert werden und weil durch die mehrfache Reflexion ein großer Teil verloren geht, ehe er in unser Auge gelangt. Im Auge befindet sich ein Schutzorgan, welches von der Netzhaut die ultravioletten Strahlen abhält: die Linse, welche bei der Beleuchtung mit ultravioletten Strahlen eine intensive Fluoreszenz zeigt. Durch diese Bestrahlung treten Veränderungen der Linse auf. Es wäre möglich, daß der Altersstar seine Ursache in diesen Veränderungen hat. Auch die Trübung der Linse beim Glasmacherstar ist darauf zurückzuführen. Wir müssen also unser Auge vor der Wirkung ultravioletter Strahlen zu schützen suchen, nicht nur weil sie am vorderen Auge Reizerscheinungen hervorrufen, sondern auch um die Alterserkrankungen zu vermeiden. Die beste Lösung wären natürlich Glaskübeln für unsere Lichtquellen, die, ohne der Intensität der Beleuchtung Eintrag zu tun, die ultravioletten Strahlen absorbieren. Schanz und Stodhaufen ist es nun gelungen, ein solches Glas herzustellen, das binnen kurzen in den Handel kommen und von allen denen, die über Reizerscheinung und rasches Ermüden der Augen beim Arbeiten mit künstlichen Lichtquellen zu klagen haben, mit Freuden begrüßt werden wird.

**Humoristisches.**

**Humor des Auslandes.**

— Bis zum Tode getren. Die Flammen knisterten verdächtig; das Wasser begann zu siedeln in dem großen Kessel, und die im Schatten einer Palme sitzenden Wilden fügten an, ihre Messer zu wegholen. „Gibt es keine Hoffnung mehr für mich?“ murmelte der unglückliche Gefangene. — „Nein“, riefte der schwarze Häuptling. — „Dann“, sagte der junge Mann und zeigte auf seinen Mitterkoffer, „wenn Sie denn entschlossen sind, mich zu verzeihen, lassen Sie mich Sie als eine letzte Gabe bitten, bei der Gelegenheit unsere Seifenmarken zu probieren. Ich bin überzeugt, daß ein Versuch uns Ihre dauernde Kundschafft sichern wird und ich —“ Aber hier packten ihn kräftige Arme, man löste ein Pflumpfen und alles war vorüber.

— Wirt (zum Gast, einem Wetterpropheten): „Vor zwei Stunden sagten Sie, es würde regnen.“ — Der Wetterprophet: „Aur, hatte ich recht?“ — Wirt: „Nein, aber die anderen Gäste müssen Sie gehört haben, weil sie Ihren Schirm mitgenommen haben.“ (A. Anders.)

**Notizen.**

— Ein vollständiger Richard Wagner-Abend der Volkstänkekommission der Städte Charlottenburg, Nixdorf, Schöneberg (was sie ein schöner Titel!) findet am Sonntag, den 16. Dezember, 7 Uhr abends, im Kaiser Friedrich-Festsaal, Savigny-Platz, statt. Karten zu 1 Mk. und 50 Pf. für den durch Klafate kenntlich gemachten Gebäuden Charlottenburgs, im Fähr-Haus, Kronenstraße, und im Verein zur Förderung der Kunst, Postweilstraße 1 (4-6 Uhr).

— Wilhelm Lange, dessen Name kürzlich eine freiere Öffentlichkeit beschaffte — bei dem Streit um die von der Germania beantragte Nova-Neberisierung — ist im Alter von 58 Jahren plötzlich einem Herzschlag erlegen. Er hat als Neberseger eine mannigfache Tätigkeit entfaltet. Seine Verdeutschung Jöfens, die er als erster in der Neclamschen Bibliothek begann, war lange Zeit die maßgebende und hat sich auch heute noch zum Teil auf der Bühne behauptet, obwohl sie nicht ohne Härten war. Auch Björnson, Nielland und Lie hat er verdeutscht.

— Sada-Jacco, die bekante — in jedem Sinne — erste Schauspielerin Japans, hält sich seit einigen Wochen mit ihrem Gatten Kamakami in Paris auf, um die Einrichtung der dortigen Theater und die Schauspielkunst Frankreichs zu studieren. Sada-Jacco strebt nämlich ihren großen französischen Kolleginnen, der Sarah Bernhard und der Réjane darin nach, daß sie auch Theaterunternehmerin werden will. Ein Theater, das ihr Eigentum ist, ist jetzt in Chosala in Bau, an einem anderen in Tokio ist sie beteiligt. Das Theater in Tokio hat Prozektion in Gustweisen, wird aber offiziell ignoriert. Von Paris geht das Künstlerpaar nach England und wahrscheinlich auch nach Deutschland.

— Ein Urteilsspruch. „Auf die Vermutung des Beklagten wird das Urteil pp. dahin abgeändert, daß Beklagter unter Abweisung des Klägers mit seinem weitergehenden Antrage verurteilt wird anzukenennen, daß dem Kläger als Eigentümer des Hofes Nr. 2 zu Th. . . das Recht zusteht, über das östlich der Taw- und Hofstraße seines Hofes belegene, zu dem Hofe Nr. 2 zu Th. . . gehörige Grundstück des Beklagten mit Wogen vor der Dorfstraße aus unter Benutzung der diese mit dem Grundstück des Beklagten verbindenden Weide in der Breite, welche sie vor der von Kläger daran vorgenommenen Veränderung hatte, beim Transporte von Stroh und Heu auf den Boden seines Hauses vor die in der Ostwand dieses Hauses befindliche Garzahr und zum Transport von Dingen von dem hinter seinem Hause belegenen Hofe und von Holz nach diesem Hofe zu fahren.“ (Aus einem richterlichen Urteil, mitgeteilt in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Radfahrereins.)